

Leseprobe aus:

**Lisa Gardner**

## **Die Frucht des Bösen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

LISA GARDNER

---

# **DIE FRUCHT DES BÖSEN**

THRILLER

Aus dem Englischen von  
Michael Windgassen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel «Live to Tell» bei Bantam Books /  
Random House Publishing Group, New York.

Neuausgabe September 2015  
Deutsche Erstausgabe veröffentlicht im  
Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Mai 2012  
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«Live to Tell» Copyright © 2010 by Lisa Gardner  
Redaktion Jan Valk  
Umschlaggestaltung und Titelmotiv  
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
Zürich, Dominic Wilhelm  
Satz aus der Warnock Pro, InDesign,  
bei hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 27052 9

# PROLOG

---

## *Danielle*

An die Nacht damals erinnere ich mich heute nur noch vage. Anfangs scheint es, als könne man nie vergessen. Aber die Zeit ist eine Nebelmaschine, besonders für Kinder. Und mit den Jahren verlieren Details an Konturen. Dr. Frank spricht von Bewältigungsstrategien der Psyche, die sich selbst zu heilen versucht. Das sei ganz natürlich und kein Grund für Schuldgefühle.

Die habe ich aber trotzdem.

Ich erinnere mich, von einem Schrei aus dem Schlaf gerissen worden zu sein. Vielleicht hat meine Mutter geschrien, aber laut Polizeibericht muss es eher meine Schwester gewesen sein. Es war dunkel im Zimmer. Ich konnte nichts sehen, hatte keine Orientierung. Und da hing dieser Geruch in der Luft. Daran erinnere ich mich nach all den Jahren am deutlichsten, an das, was wie Rauch roch. Von einem Feuer, dachte ich, aber tatsächlich waren es Korditschwaden, die vom Flur herbeizogen.

Geräusche. Ich konnte zwar nichts sehen, aber hö-

ren: Schritte und etwas Schweres, das die Treppe hinunterfällt. Dann die laute Stimme meines Vaters vor der Tür zu meinem Schlafzimmer.

«*Oh Danny girl. My pretty, pretty Danny girl.*»

Die Tür öffnete sich. Ein heller rechteckiger Fleck vor schwarzem Hintergrund und die Silhouette meines Vaters auf der Schwelle.

«*Danny girl*», trällerte er. «*My pretty, pretty Danny girl.*»

Dann richtete er die Waffe auf seine Stirn und drückte ab.

Ich weiß nicht mehr, was unmittelbar darauf passierte. Bin ich aus dem Bett gesprungen? Habe ich die 911 angerufen? Habe ich versucht, meine Mutter wiederzubeleben? Oder habe ich mich vielleicht um meine Schwester gekümmert, die aus dem Kopf blutete, oder um meinen Bruder, der mit verrenkten Gliedern vor dem Treppenabsatz lag?

Ich erinnere mich, dass schließlich ein Mann ins Zimmer kam. Er sprach mit ruhiger Stimme, sagte, dass jetzt alles okay und ich in Sicherheit wäre. Er hob mich auf seine Arme, obwohl ich schon neun und viel zu groß war, um wie ein Baby behandelt zu werden. Er sagte, ich solle die Augen zumachen.

Ich legte den Kopf an seine Schulter, behielt aber trotzdem die Augen auf.

Ich musste es sehen, festhalten. Mich erinnern können. Das ist die Pflicht des einzigen Überlebenden.

Laut Polizeibericht war mein Vater in dieser Nacht betrunken. Er hatte mindestens eine Flasche Whisky intus, als er seine Dienstpistole lud. In der Woche zuvor war ihm der Job im Sheriffbüro gekündigt worden, nach zwei Abmahnungen wegen Trunkenheit. Sheriff Wayne, der mich aus dem Haus trug, hatte gehofft, die Kündigung würde meinen Vater zur Besinnung bringen und ihn veranlassen, etwas gegen seine Sucht zu unternehmen, zum Beispiel zu den Anonymen Alkoholikern zu gehen. Aber offenbar hatte mein Vater anderes im Sinn.

Er fing im Elternschlafzimmer an und erwischte meine Mutter neben ihrem Bett. Dann war meine dreizehnjährige Schwester dran, die ihren Kopf aus ihrem Zimmer rausgestreckt hatte, wahrscheinlich um zu schauen, was draußen vor sich ging. Auch mein elfjähriger Bruder kam auf den Flur. Er versuchte wegzulaufen. Mein Vater schoss ihm in den Rücken, und Johnny stürzte die Treppe hinunter. Er war nicht sofort tot und musste sich noch lange quälen.

Daran erinnere ich mich natürlich nicht. Ich erfuhr von alledem aus Polizeiberichten an meinem achtzehnten Geburtstag.

Ich suchte nach Antworten, die ich aber nie finden sollte.

Mein Vater hat unsere ganze Familie ausgelöscht. Nur mich verschont. Heißt das, dass er mich am meisten liebte oder am meisten hasste?

«Was glauben Sie?», fragte mich Dr. Frank ein ums andere Mal.

Ich schätze, das ist die Frage meines Lebens.

Ich wünschte, mit Bestimmtheit sagen zu können, welche Augenfarbe meine Mutter hatte. Sie werden wohl blau gewesen sein, denn die ihrer Schwester Helen, bei der ich anschließend aufgenommen wurde, sind ebenfalls blau, und nach den Fotos zu urteilen, die mir erhalten geblieben sind, waren die beiden einander zum Verwechseln ähnlich.

Allerdings ist auch das ein Problem für mich. Tante Helen gleicht ihr so sehr, dass ich nach all den Jahren immer nur sie vor Augen habe, wenn ich mir meine Mutter vorzustellen versuche. Ich höre ihre Stimme, spüre ihre Hände, die mich beim Zubettgehen in die Decke einmummeln. Und das schmerzt mich, weil ich meine Mutter zurückhaben möchte. Doch sie ist verschwunden. Mein verräterisches Gedächtnis hat sie gründlicher ausgelöscht, als es mein Vater vermocht hatte. Deshalb nahm ich mir die Polizeiberichte und Fotos vom Tatort vor, mit dem Ergebnis, dass ich meine Mutter seitdem immer mit diesem seltsam eingefallenen Gesicht vor mir sehe, das in die Kamera starrt, und dem Einschussloch mitten auf der Stirn.

Ich habe auch noch Fotos von Natalie und Johnny, wie sie mit mir auf der Veranda sitzen, die Arme um meine Schultern gelegt. Wir sehen sehr glücklich aus, doch ich weiß nicht mehr wirklich, wie unser Verhältnis war. Ob ihnen jemals der Gedanke durch den Kopf gegangen ist, jung sterben zu müssen und dass sich keiner der Zukunftsträume erfüllen würde, die sie an jenem sonnigen Nachmittag gehabt haben mochten?

Dr. Frank sprach in dem Zusammenhang immer vom Schuldgefühl der Überlebenden. «Sie haben an allem keine Schuld.»

Die Geschichte meines Lebens.

Ich hatte es gut bei Tante Helen. Sie war über fünfzig, kinderlos und mit ihrem Job als Firmenanwältin verheiratet, als sie mich zu sich nahm. Sie wohnte in einem kleinen Zweizimmerapartment in der Innenstadt von Boston, und ich musste im ersten Jahr auf der Couch schlafen. Das heißt, schlafen konnte ich in diesem ersten Jahr kaum. Sie leistete mir nächtelang Gesellschaft vorm Fernseher. Wir schauten uns Wiederholungen von *I Love Lucy* an und versuchten zu verdrängen, was vor einer Woche, dann vor einem Monat und schließlich vor einem Jahr geschehen war.

Die Zeit danach war eine Art Countdown, allerdings ohne Ziel, jeder Tag so schlimm wie der vorausgegangene. Und damit musste ich mich abfinden.

Tante Helen fand Dr. Frank für mich. Sie meldete mich an einer Privatschule an, wo ich viel Aufmerksamkeit bekam, weil die Klassen sehr klein waren. Nach den ersten zwei Jahren konnte ich immer noch nicht lesen, nicht schreiben und nicht rechnen. Mich morgens aufzuraffen war so anstrengend, dass mir für alles andere keine Kraft mehr blieb. Ich hatte keine Freunde und konnte meinen Lehrern nicht in die Augen sehen.

Krampfhaft versuchte ich Tag für Tag, mir jedes Detail ins Gedächtnis zu rufen: die Augenfarbe meiner

Mutter, den Schrei meiner Schwester und das dämliche Grinsen im Gesicht meines Bruders. Darüber zerbrach ich mir den Kopf, in dem für andere Dinge kein Platz blieb.

Eines Tages dann sah ich einen Mann auf der Straße, der seinem kleinen Mädchen einen Kuss auf die Stirn gab. Eine beiläufige Geste väterlicher Zärtlichkeit. Seine Tochter schaute zu ihm auf, und ihr kleines rundes Gesicht strahlte.

Das brach mir das Herz, einfach so.

Schluchzend lief ich durch die Straßen von Boston zurück zur Wohnung meiner Tante. Als sie vier Stunden später nach Hause kam, lag ich auf dem Ledersofa und weinte immer noch. Sie setzte sich zu mir. Gemeinsam weinten wir eine ganze Woche lang, während im Hintergrund *Gilligan's Island* über den Bildschirm flimmerte.

«Diese Ratte», sagte sie, als wir schließlich zu weinen aufgehört hatten. «Diese verdammte Ratte.»

Ich fragte mich, ob sie meinen Vater deswegen hasste, weil er ihre Schwester ermordet hatte oder weil ihr durch seine Tat ein ungewünschtes Kind aufgebürdet worden war.

Die Geschichte meines Lebens.

Ich überlebte. Und auch wenn ich mich immer nur zu erinnern versuche, lebe ich weiter. Das ist wohl die eigentliche Verantwortung, die Überlebende zu tragen haben.

Ich wurde älter. Ich machte eine Ausbildung zur

Krankenschwester und anschließend einen Aufbaustudiengang Kinderpsychiatrie. Ich verbringe meine Tage auf einer geschlossenen Krankenhausstation in Boston und kümmere mich um einen sechsjährigen Jungen, der Stimmen hört, um ein achtjähriges Mädchen, das sich selbst verstümmelt, oder um einen Zwölfjährigen, der auf gar keinen Fall mit seinen jüngeren Geschwistern allein gelassen werden darf.

Bei uns werden akute Fälle behandelt. Wir *reparieren* diese Kinder nicht, sondern können allenfalls versuchen, sie zu stabilisieren, dadurch, dass wir geeignete Medikamente für sie finden, für geeigneten Umgang sorgen und eben all jene Tricks anwenden, die sich bewährt haben. Und dann beobachten wir sie. Wir versuchen herauszufinden, wie sie jeweils ticken, und schreiben Berichte für die nächsten Fachleute, die sich ihrer annehmen, entweder im Rahmen eines Wohnprojektes, einer Heimunterbringung oder einer Rückkehr in die Familie unter Aufsicht.

Manche unserer Kinder machen Fortschritte und entwickeln sich gemäß ihren Möglichkeiten, was wir als Erfolg verbuchen. Es gibt aber auch welche, die später Selbstmord begehen oder selbst zu Mördern werden. Dann steht in dicken Schlagzeilen in der Zeitung «Psychopath schießt um sich» oder «Älterer Bruder meuchelt die eigene Familie». Und Menschen sterben, ob sie mit alledem etwas zu tun hatten oder nicht.

Ich weiß, was Sie denken. Sie glauben, ich hätte diesen Job gewählt, um Kindern zu helfen, die genauso verloren sind, wie ich mich als Kind gefühlt habe,

oder – noch heldenhafter formuliert – um Tragödien wie diejenige meiner Familie zu verhindern.

Das kann ich gut verstehen.

Aber Sie kennen mich noch nicht.

# 1. KAPITEL

---

## DONNERSTAG

Am Donnerstagabend hatte Sergeant Detective D.D. Warren ein Date. Sie hatte schon schlimmere Verabredungen gehabt, aber auch definitiv interessantere. Jedenfalls war es das erste seit langer Zeit, und wenn sich nicht noch herausstellen sollte, dass Chip, der Buchprüfer, eine totale Null war, würde sie ihn später mit nach Hause nehmen und einer ausführlichen Prüfung unterziehen.

Sie waren mit dem Essen schon fast fertig – ein halbes Weißbrot, in Olivenöl getunkt, und Rindernackensteak, medium –, und Chip hatte es geschafft, sich jedweder Bemerkung über den blutigen Saft auf ihrem Teller zu verkneifen oder darüber, dass sie ihn mit einem weiteren Stück Brot aufwischte. Ihre Essgewohnheiten schreckten die meisten Männer ab, die dann alberne Witze über ihren unersättlichen Appetit machten und noch eins draufsetzten, indem sie meinten, dass man das ihrer mädchenhaften Figur ja gar nicht ansähe.

Ja, ja, sie konnte futtern wie ein Sumoringer, war

aber gebaut wie ein Covergirl. Um Himmels willen, sie war fast vierzig und hatte diesen Widerspruch inzwischen selbst bemerkt. Sie brauchte keinen molligen Bürohengst, der sie darauf aufmerksam machte. Gutes Essen war ihre Leidenschaft, zumal ihre Arbeit im Morddezernat der Polizei von Boston nicht viel Zeit für Sex übrig ließ.

Nach dem Steak nahm sie sich die überbackene Ofenkartoffel vor. Chip arbeitete fürs Gericht. Die Frau des Freundes eines Kollegen vom Dezernat hatte sie mit ihm bekannt gemacht, wie das halt so lief. Jetzt saßen sie hier im Hilltop Steakhouse, und im Grunde war Chip durchaus in Ordnung. Ein bisschen speckig um die Hüfte, ein bisschen schütter auf dem Kopf, aber durchaus amüsant. Wenn er lächelte, kräuselten sich die Winkel der dunkelbraunen Augen, und viel mehr verlangte sie gar nicht.

Sie hatte Fleisch und Kartoffeln als Hauptgang und, wenn alles nach Plan lief, Chip zum Dessert.

Aber natürlich meldete sich ihr Pager.

Sie verzog das Gesicht und schob den Apparat am Gürtel entlang in den Rücken, als wäre es damit getan.

«Was ist das?», fragte Chip, der das Piepen gehört hatte.

«Hormonzyklus-Messer», murmelte sie.

Chip errötete bis unter den zurückgewichenen Ansatz seiner braunen Haare, grinste aber gleich darauf so herrlich verlegen, dass sie ihn am liebsten gleich hier flachgelegt hätte.

*Wehe*, dachte D. D. *Wehe, es ist weniger als ein Mas-*

*saker, denn dann will ich verflucht sein, wenn ich mir dafür meine Nacht entgehen lasse.*

Doch als sie die Meldung las, tat es ihr auch schon leid, einen solchen Gedanken überhaupt gehabt zu haben.

Chip, der amüsante Buchprüfer, bekam einen Kuss auf die Wange.

Dann machte sich Sergeant Detective D. D. mit Vollgas auf den Weg.

Sie war schon gut zwanzig Jahre bei der Bostoner Polizei. Anfangs hatte sie fast ausschließlich mit Verkehrsunfällen mit Todesfolge und Tötungsdelikten in der Drogenszene zu tun gehabt, doch dann gelang ihr der Sprung nach oben. Inzwischen ermittelte sie in so medienwirksamen Fällen wie der Entdeckung sechs mumifizierter Leichen in einem Kellerloch oder, wie jüngst, dem Verschwinden einer bildhübschen jungen Lehrerin. Ihre Vorgesetzten stellten sie gern vor die Kameras. Denn wer könnte mehr Verwirrung stiften als eine gutaussehende blonde Polizeibeamtin?

Sie hatte nichts dagegen. Unter Stress lebte D. D. auf. Ein Fall für den Dampfdruckkessel war ihr lieber als ein All-you-can-eat-Buffer. Der einzige Nachteil bestand darin, dass ihr Privatleben zu kurz kam. D. D. leitete bei der Mordkommission ein dreiköpfiges Team. Nachdem sie den ganzen Tag Spuren verfolgt, Informanten befragt oder zum wiederholten Mal Tatorte begangen hatte, musste sie oft bis spät in die Nacht hinein auch noch am Schreibtisch sitzen und Berichte schreiben, eidesstattliche Erklärungen formulieren oder Haftbefehle

beantragen. Jedes Team hatte darüber hinaus abwechselnd Bereitschaft, sprich: musste sich für den nächsten Fall bereithalten. Es sprang also ständig hin und her zwischen aktuellen Fällen mit höchster Priorität, noch ungelösten alten Sachen und wenigstens einem oder zwei neuen Einsätzen pro Woche.

D. D. schlief wenig, und neben der Arbeit lief bei ihr kaum etwas. Das war für sie durchaus in Ordnung gewesen, bis im vergangenen Jahr, kurz nach ihrem Achtunddreißigsten, ihr Exlover geheiratet hatte, um eine Familie zu gründen. Ausgerechnet sie, die toughe Kriminalistin, die sich einbildete, mit ihrem Job verheiratet zu sein, ertappte sich plötzlich beim Blättern in Magazinen wie *Haus & Heim* oder, schlimmer noch, *Die moderne Braut*. Eines Tages griff sie sogar zu *Eltern*. Nichts war deprimierender für einen fast vierzigjährigen, kinderlosen Single und Detective der Mordkommission, als allein in seinem Apartment in North End ein Eltern-Magazin zu lesen – zumal sie feststellen musste, dass manche Ratschläge zum pfleglichen Umgang mit Kleinkindern durchaus auch auf ihre Kollegen anwendbar gewesen wären.

Sie schmiss die Zeitschriften ins Altpapier und nahm sich fest vor, sich so schnell wie möglich ein Date zu besorgen. Was sie zu Chip geführt hatte, dem armen Kerl, der plötzlich nicht wusste, wie ihm geschah, als sie Hals über Kopf das Restaurant verließ. Ihr Team hatte zwar keine Bereitschaft, aber die Meldung lautete «Red Ball», und das bedeutete, es musste etwas so Schlimmes passiert sein, dass alle verfügbaren Kräfte anzutanzten hatten.

D.D. bog von der I-93 ab und manövrierte ihren Wagen durch die engen Straßen von Dorchester, einem Arbeiterbezirk, der im Kollegenkreis für Drogenmissbrauch, Schießereien und wilde Partys bekannt war, die zu noch mehr Drogen und Schießereien führten. Das hiesige Revier C-11 hatte eine Hotline für Beschwerden über ruhestörenden Lärm eingerichtet und ließ ein Fahrzeug – «Party Car» genannt – an Wochenenden Patrouille fahren. Fünfhundert Anrufe und Dutzende von vorbeugenden Festnahmen später war tatsächlich ein Rückgang in Sachen Mord, Vergewaltigung und schwerer Körperverletzung zu verzeichnen gewesen. Dafür nahmen jetzt Raub- und Einbruchdelikte zu. Und zwar eklatant.

Von ihrem Navi zielsicher geführt, gelangte D.D. schließlich in eine recht hübsche Straße, die von bescheidenen Vorgärten und dreigeschossigen Wohnhäusern gesäumt wurde, von denen etliche mit großen Veranden und manche sogar mit Erkertürmchen ausgestattet waren.

Über die Jahre hatte man diese Häuser in kleine Apartments unterteilt, sodass in einem Haus sechs bis acht Parteien wohnten. Trotzdem war es immer noch eine durchaus angenehme Wohngegend mit gutgepflegten Rasenflächen und frischgestrichenen Veranden. Der bessere Teil von Dorchester, dachte D.D. und wurde immer neugieriger.

Schließlich sah sie ein dichtes Gedränge von Fahrzeugen vor sich und parkte ihren Wagen. Es war halb neun, und die Augustsonne ging gerade unter. Sie ent-

deckte den weißen Transporter der Gerichtsmedizin sowie das mobile Labor der Spurensicherung, und wo die auftauchten, waren immer auch Medienvertreter und Gaffer aus der Nachbarschaft zur Stelle.

Als D. D. den Einsatzort durchgegeben bekam, hatte sie sich auf irgendeine Drogengeschichte gefasst gemacht. Vielleicht eine Gang-Schießerei. Es musste sich jedenfalls um eine größere Sache mit erheblichen Kollateralschäden handeln, da der stellvertretende Department-Leiter alle achtzehn diensthabenden Detectives herbeigerufen hatte. Womöglich war eine Großmutter auf der Veranda von einem Querschläger erwischt worden oder ein auf der Straße stehendes Kind. So was kam vor, schlimm genug. Aber man war schließlich in Boston, und ein Bostoner Detective hatte damit zu rechnen.

Als aber D. D. aus dem Wagen stieg, ihren Ausweis an den Gürtel der engen schwarzen Jeans klemmte und ein schlichtes weißes Hemd über das tief ausgeschnittene Top streifte, kamen ihr erste Bedenken. Hier waren keine Drogen im Spiel. Es ging um Schlimmeres. Sie warf ein Jackett über den Arm und steuerte auf die Höhle des Löwen zu.

D. D. bahnte sich einen Weg durch die Menge der Schaulustigen und versuchte, konzentriert zu bleiben und sich nicht ablenken zu lassen von den Wortfetzen, die sie aufschnappte. «Mehrere Schüsse ... Schreie wie von einem abgestochenen Schwein ... Herrje, erst vor ein paar Stunden habe ich sie ihre Einkäufe aus dem Wagen holen sehen ...»

«Entschuldigen Sie bitte. Lassen Sie mich durch, ich

bin von der Polizei.» Sie tauchte unter dem gelben Plastikband weg, das den Tatort sicherte, und erreichte endlich das Epizentrum des Geschehens.

Das Haus, vor dem sie stand, war grau gestrichen und hatte ein Vordach auf wuchtigen Säulen, über dem eine große Amerikafahne hing. Beide Flügel der Eingangstür standen sperrangelweit auf, um den regen Verkehr von Ermittlern und Fachkräften der Gerichtsmedizin rein- und rauszulassen.

Hinter den kleinen Fenstern zu beiden Seiten des Eingangs hingen zarte Spitzengardinen. Die Veranda unter dem Vordach schmückten vier Töpfe mit roten Geranien und ein halbes Dutzend blauer Klappstühle. Auf einer Schiefertafel an der Hauswand, bemalt mit roten Geranien, stand in gelben Buchstaben *Willkommen* zu lesen.

Ja, hier war definitiv Schlimmeres passiert als ein Streit unter bewaffneten Drogendealern.

D. D. seufzte, setzte ihre Profimiene auf und trat auf den uniformierten Kollegen zu, der vor den Verandastufen postiert war. Sie spulte Namen, Dienstgrad und Kennnummer ab, worauf der Kollege ihre Angaben pflichtschuldig notierte und dann mit einer Kinnbewegung auf die Tonne zu seinen Füßen deutete.

Gehorsam fischte D. D. Überzieher für die Schuhe und eine Haarhaube daraus heraus. Aha, es handelte sich also um diese Art von Tatort.

Langsam ging sie nach oben auf die Veranda, wobei sie sich an den Rand der Stufen hielt, die offenbar jüngst gestrichen worden waren – in einem hellen Cape-Cod-

Grau wie der Rest des Hauses. Die Veranda machte einen heimeligen Eindruck und schien noch vor kurzem ausgefegt worden zu sein. Vielleicht gleich nach dem Ausladen der Einkäufe?

Allzu große Sauberkeit war aus ermittlungstechnischem Blickwinkel betrachtet eher unvorteilhaft. Schmutz und Staub hätten möglicherweise Spuren erkennen lassen, die zur Ergreifung desjenigen führen mochten, der getan hatte, was D. D. nun im Haus erfahren sollte.

Als sie auf der Schwelle noch einmal tief Luft holte, nahm sie den Geruch von Sägemehl und trocknendem Blut wahr. Sie hörte einen Reporter, der lauthals nach Auskunft verlangte, das Klacken einer Kamera, einen Hubschrauber im Anflug und die übliche Geräuschkulisse. Schaulustige im Rücken, Kollegen vorneweg und die Journaille obenauf.

Chaos: laut, stinkig, überwältigend.

Ihr Job bestand darin, Ordnung in dieses Chaos zu bringen.

Sie machte sich an die Arbeit.

## 2. KAPITEL

---

### *Victoria*

«Ich habe Durst», sagt er.

«Was hättest du denn gern?», frage ich.

«Bring mir einen Drink, Frau, sonst gibt's was auf die die Fresse.»

Wütend klingt er eigentlich nicht. Aber seine Stimmung kann jeden Moment umschlagen. Gerade schaut er noch fern, dann nimmt er das Wohnzimmer auseinander. Oder er steht kurz davor, und wenn ich das Richtige sage, beruhigt er sich wieder. Sage oder tue ich aber das Falsche, tja, dann ...

Ich stehe von der Couch auf. Es ist Donnerstagabend. Eine dieser unerträglich heißen und schwülen Augustnächte steht uns bevor, die man besser am Strand oder in einem großen Swimmingpool verbringt. Aber natürlich sind das für uns keine Optionen. Wir sitzen schon seit dem frühen Nachmittag im Wohnzimmer, ziehen uns irgendwas im History Channel rein und lassen die Klimaanlage auf Hochtouren laufen. Ich hatte gehofft, ein ruhiger Abend würde ihm guttun. Jetzt kommen mir Zweifel.

In der Küche mache ich mir Gedanken. Ihm wie verlangt einen Drink zu besorgen birgt jede Menge Sprengstoff. Erstens muss ich erraten, was er trinken möchte. Zweitens kommt es darauf an, das richtige Gefäß auszuwählen: Glas/Becher/Tasse. Und ob er Eis oder kein Eis, einen Strohalm oder keinen Strohalm, Cocktailserviette oder Bierdeckel haben will, muss ich auch noch erraten.

Früher habe ich mir seine aggressive Art so nicht gefallen lassen und darauf bestanden, dass er seine Wünsche freundlicher formuliert. *Ich bin nicht dein Dienstmädchen*, hätte ich ihm gesagt. *Ein bisschen mehr Respekt, wenn ich bitten darf*.

Aber das war einmal. Die Zeiten ändern sich, nicht auf einen Schlag, aber Stück für Stück, von Mal zu Mal. Es gibt Dinge, die sich, wenn man sie einmal aufgibt, nicht mehr zurückholen lassen.

Ich entscheide mich für den blauen Becher, den er vor ein paar Tagen zu seinem Lieblingsbecher erkorren hat, und fülle ihn mit Leitungswasser. Wenn er mir den Inhalt ins Gesicht schüttet, hält sich wenigstens die Schweinerei in Grenzen. Meine Hände fangen schon zu zittern an. Um mich zu beruhigen, atme ich tief durch. *Noch hat er sich im Griff. Denk daran, noch hat er sich im Griff*.

Ich trage den Becher ins Wohnzimmer, stelle ihn auf dem gläsernen Beistelltisch ab und beobachte ihn unter gesenkten Augenlidern. Wenn seine Füße auf dem Boden bleiben, setze ich weiter auf Beschwichtigung. Wenn er aber schon zuckt, mit dem Fuß wackelt oder die Schul-

tern kreisen lässt wie so oft, bevor er zum Schlag ausholt, bin ich ganz schnell im Badezimmer, wo ich dann so viel Ativan unter seinen Drink rühre, dass er stehend einschläft.

Wie gesagt, es gibt Dinge, die sich, wenn man sie einmal aufgegeben hat, nicht mehr zurückholen lassen.

Er greift zum Becher. Die Füße stehen still, die Schultern hängen locker. Er probiert, hält inne ...

Stellt den Becher wieder ab.

Ich habe gerade vorsichtig Luft geholt, als er den Becher wieder packt und mir gegen die Schläfe wirft. Der Becher ist leicht und aus Plastik. Der Aufprall tut nicht weh, aber ich bin so erschrocken, dass ich zurücktaumle.

«Was zum Teufel ist das?», brüllt er mir aus nächster Nähe ins nasse Gesicht.

«Wasser», antworte ich benommen.

Er versucht, mich ein zweites Mal zu schlagen, und bekleckert die Couch. Plötzlich haben wir es beide eilig. Ich renne los, in Richtung Badezimmer, wo der Arzneischrank hängt, und er rennt hinter mir her, um mich von den Beinen zu reißen, meinen Kopf auf die Dielenbretter zu hämmern oder mir seine Hände um die Kehle zu legen.

Auf der Schwelle zum Flur erwischt er mich am Fußgelenk. Ich stürze auf mein rechtes Knie, trete reflexhaft nach hinten aus und höre, wie er wütend aufschreit.

Kaum habe ich mich aufgerafft und vier weitere Schritte entfernt, wirft er sich mir in die Seite. Ich fliege gegen die Holzvertäflung und prelle mir die Rippen an der Stuhllehne.

«SCHLAMPE! Schlampe, Schlampe, Schlampe.»

«Bitte», wimmere ich. Es hilft nichts. Vielleicht hätte ich sagen sollen «bitte, bitte, bitte».

Er packt mich beim Handgelenk und drückt so fest zu, dass ich spüre, wie kleine Knöchelchen aneinanderreiben.

«Bitte, Schatz», flüstere ich wieder, verzweifelt bemüht, beruhigend auf ihn zu wirken. «Lass los, Schatz. Du tust mir weh.»

Aber er lässt nicht los. Ich habe ihn falsch gelesen, bestimmte Anzeichen übersehen, und jetzt ist er außer sich. Ich kann nichts sagen, nichts tun, es würde nichts nützen. Er ist ein wildes Tier und muss jetzt jemandem wehtun.

Und ich denke wie schon so oft in solchen Momenten, dass ich ihn immer noch liebe, so sehr liebe, dass mir nicht nur der eine oder andere Knochen, sondern das Herz zu brechen droht, und selbst jetzt muss ich mich hüten. Ich möchte ihm nicht wehtun.

Dann, urplötzlich, trete ich zu und treffe mit der Schuhspitze unter seine Kniescheibe. Er geht zu Boden, und ich reiße mich von ihm los. Ich renne ins Badezimmer, zerre die Tür des Arzneyschränkchens auf und krame auf der Suche nach dem orangefarbenen Fläschchen darin herum.

«Ich bring dich um!», brüllt er durch den Flur. «Ich stech dich ab und reiß dir den verdammten Kopf vom Hals. Ich fress dein Herz und trink dein Blut. Ich töte, töte, töte dich!»

Dann höre ich, was ich nicht hören will, das *Patsch-*

*patsch-patsch* seiner nackten Füße im Flur, die im Laufschrift auf die Küche zusteuern.

*Ativan, Ativan, Ativan. Verflucht, wo ist das Ativan.*

In meiner Hektik stoße ich das Fläschchen um. Es fällt aus dem Schrank zu Boden und rollt über die Fliesen.

Ich höre ihn wieder wie wahnsinnig schreien. Anscheinend hat er gerade entdeckt, dass ich die Küchenmesser weggeschlossen habe, vor zwei Wochen schon, mitten in der Nacht, als er schlief. Man muss immer mindestens einen Schritt voraus sein. Unbedingt.

Das Ativan ist hinter die Kloschüssel gerollt. Meine Hände zittern. Ich komme nicht ran. In der Küche kracht und scheppert es. Die Türen der Kirschholzvitrine fliegen auf. Tassen, Teller und Schalen prallen auf die italienischen Fliesen. Ich habe schon vor Jahren komplett auf Melamin umgerüstet. Unser ganzes Geschirr ist aus unzerbrechlichem Kunststoff, was ihn noch mehr in Rage bringt. Er muss die Küche auf den Kopf stellen, das macht er immer so, und wenn nicht genug zu Bruch geht, dreht er völlig durch.

Plötzlich Stille. Über die Kloschüssel gebeugt und den Arm in Richtung Fläschchen ausgestreckt, halte ich unwillkürlich die Luft an. Es bleibt still, und das zerrt mehr an den Nerven als seine Zerstörungswut.

Was macht er? Hat er was gefunden? Was habe ich übersehen?

Verdammt, ich brauche das Ativan, und zwar sofort.

Ich zwingen mich zu atmen, um meine Nerven zu beruhigen. Handtuch, damit könnte es gehen, zusammen-

gerollt, über das Fläschchen hinter der Kloschüssel geworfen und hervorgezogen. Geschafft.

Mit dem Schlafmittel in der Hand schleiche ich in den Flur. Es ist immer noch still. Mir schwant Schreckliches.

Ein Schritt. Zwei, drei, vier ...

Ich nähere mich dem Flurende. Links ist unser protziges Schlafzimmer, daneben das Esszimmer mit Durchgang zur Gourmet-Küche zur Rechten, und von da aus geht es zurück ins Foyer mit seiner gewölbten Decke. Ich werfe einen Blick hinter den sterbenden Ficus in der Ecke und tripple auf Zehenspitzen ins Wohnzimmer. Aus welchen Ecken Gefahr droht, weiß ich genau. Er könnte hinter dem L-förmigen Sofa hervorspringen, sich neben der zusammengeschlagenen Stereoanlage versteckt halten oder hinter den zerfetzten Seidenvorhängen.

Was habe ich übersehen? Was habe ich nicht bedacht, und was wird mich meine Fahrlässigkeit kosten?

Andere Bilder schwirren mir durch den Kopf. Ich erinnere mich daran, wie er einmal mit einem Fleischklopfer aus Holz aus der Vorratskammer herausgestürmt kam und mir zwei Rippen brach, bevor ich fliehen konnte, oder als er mir zum ersten Mal mit dem Hackmesser nachstellte und sich dabei am eigenen Oberschenkel verletzte. Ich fürchtete, er könnte sich die Schlagader aufgeschnitten haben und verbluten, wenn ich weglaufe. Also hielt ich ihm stand und zerrte ihm das Messer aus der Hand. Und dann tröstete ich ihn, während er vor Schmerzen schluchzte und das Blut auf den Persertepich unseres wunderschönen Foyers tropfte.

Aber daran darf ich jetzt nicht denken. Ich muss mich konzentrieren, ihn finden und beruhigen.

Ich schleiche durchs Wohnzimmer auf das Esszimmer zu, habe alle schattigen Winkel im Blick und horche angespannt in die Stille. Die Küchentür öffnet sich ins Foyer. Über diesen Weg kann er ohne weiteres einmal im Kreis laufen und mich von hinten attackieren.

Ich rücke langsam vor, setze einen Fuß vor den anderen und halte das Fläschchen als meine chemische Keule fest umklammert.

Ich entdecke ihn in der Küche. Er sitzt mit heruntergelassener Jeans in der Hocke und schießt auf den Teppich, blickt auf, als ich hereinkomme, und grinst gehässig übers ganze Gesicht.

«Was hältst du jetzt von deinem kostbaren Teppich?», feixt er. «Was zum Teufel ist an dem so besonders?»

Ich trete mutig auf ihn zu, das Ativan in der Hand. «Bitte, Schatz. Du weißt, dass ich dich liebe. Bitte.»

Seine Antwort besteht darin, dass er eine Handvoll Kot vom Boden nimmt und sich den blanken Bauch damit beschmiert.

«Ich bringe dich um», erklärt er, ruhiger jetzt, fast wie im Plauderton.

Wortlos halte ich ihm das Fläschchen mit den Tabletten hin.

«Ich werde es mitten in der Nacht tun, werde dich aber vorher aufwecken. Ich will, dass du Bescheid weißt.»

Ich reiche ihm die Tabletten.

«Du hast die Messer weggeschlossen», murmelt er. «Du hast die Messer weggeschlossen. Wirklich alle? Das hast du doch, oder?»

Er schmunzelt hämisch, und ich werfe einen Blick auf das Abtropfgestell über der Spüle. Was sich darauf befunden hat, liegt jetzt verstreut am Boden. War auch ein Messer dabei gewesen? Habe ich eins am Morgen gespült? Ich kann mich nicht erinnern, und dafür werde ich jetzt womöglich büßen müssen. Für irgendetwas muss ich immer büßen.

Ich drehe den Verschluss von der Flasche. «Du solltest jetzt zur Ruhe kommen, Schatz. Du weißt doch, nach einer kleinen Verschnaufpause fühlst du dich immer viel besser.»

Ich schüttele zwei Tabletten auf meine Hand und trete so nahe an ihn heran, dass mir der Gestank seiner Ausscheidungen in die Nase steigt. Vorsichtig öffne ich mit einem Finger seinen Mund und stecke flugs die erste der schnell löslichen Tabletten in seine Bockentasche.

Im Gegenzug langt er mit seinen schmutzigen Fingern nach meinem Hals und streicht, zärtlich fast, über die Höhlung unter dem Kehlkopf.

«Es wird ganz schnell gehen», verspricht er mir. «Mit einem Messer. Genau an der Stelle hier werde ich zustechen.»

Unter dem Druck seines Daumens spüre ich meinen Puls schlagen, als er den Todesstoß im Geiste probt.

Dann sehe ich, wie sich sein Gesicht unter dem Einfluss der Tablette entspannt. Er zieht seine Hand zu-

rück und lächelt wieder. Ganz liebevoll jetzt. Ein Sonnenstrahl, der durch dunkle Wolken dringt. Ich möchte weinen, kann es aber nicht.

*Es gibt Dinge, die sich, wenn man sie einmal aufgegeben hat, nicht mehr zurückholen lassen.*

Zehn Minuten später habe ich ihn aufs Bett gelegt. Ich ziehe ihn vollständig aus und bearbeite ihn mit Seife und feuchtem Waschlappen. Allerdings weiß ich aus Erfahrung, dass der Gestank noch eine Weile seiner Haut anhaften wird. Später wird er mich fragen, was geschehen ist, und ich werde ihm mit einer frei erfundenen Geschichte antworten. Auch das habe ich gelernt, nämlich die Wahrheit zu verschweigen.

Ich mache ihn sauber. Ich mache mich sauber. Das Geschirr kommt in die Spülmaschine und wird dann zurück in die Schränke gestellt. Der Teppich kommt zum Sperrmüll. Aber all das kann warten.

Jetzt, in der Stille danach, kehre ich in sein Schlafzimmer zurück. Im Schein der Lampe bewundere ich seine friedlichen Gesichtszüge, seine Haare, die über der rechten Schläfe einen goldenen Wirbel bilden, seine Lippen, die im Schlaf immer schmallen wie bei einem Säugling. Ich streichele mit den Fingern seine weichen Wangen, nehme seine Hand, die nun keine Schmerzen mehr zufügt oder Zerstörung anrichtet, in meine Hände.

Und ich frage mich, ob er mich in dieser Nacht tatsächlich umbringen wird.

Darf ich vorstellen? Evan, mein Sohn.

Er ist acht Jahre alt.